

Offt ist vorzüglich. Sie spüren wohl seine
Vorzüglichkeit bereits nicht mehr? Und mit
gemäßigter Anstrengung möchte sie den To-
deschweiß von der heißen Stirne: „Es lebe
Spanien!“ — Und — Tod allen seinen Fein-
den!

Reisezeit

Skizze von Lisa Sonroth-Loewe.

Das ganze Haus duftete noch von Blumen
und Jaspisblenden. Als Frau Renate die Treppe
herunter kam, umschmeichelte sie noch
dieser süßherbe Duft, der nun so sinnlos schien.
Denn Marianne, das Kind, dem er gegolten
war fort. Frau Renate blieb einen Augenblick
an dem Treppengeländer stehen. Sie fürchtete
die lähmende Einsamkeit des Hauses, das ge-
stern noch voll jungen Lebens war. Sie hätte
doch nicht darauf bestehen sollen, daß Hermann
heute die Fahrt in die Kreisstadt machte. Er
hatte bei ihr bleiben wollen.

Sie richtete sich auf und ging hinunter, durch
alle Räume, als wolle sie alles auf einmal ab-
machen. Die Zimmer lagen sehr still. Die Fen-
ster nach dem herrlichen Garten waren geöff-
net. Auf dem schwarzen Tische stand eine
Schale mit leichten herbstlichen, glühenden Ro-
sen. Sie waren von Mariannes Lieblingsrosen.
Neben den Rosen stand das Bild des Kindes.
Marne, große Augen sahen aus klarem Mäd-
chenslicht in das einsame der Mutter. In
einem aufströmenden, schmerzlichen Bren-
nen schien es der Frau, als läge ihr ganzes
Leben nur in diesem Kinde bechlos, das nun
aus dem Hause gegangen, in dieser Toch-
ter, der einzigen nach den vier blonden, gro-
ßen, ungestümen Söhnen. Es war, als hätten
die großen, blonden Jungen, die noch immer
so ungestüm sein konnten, gleich schon zwei
von ihnen selbst wolle kleine Jungen ihr
eigen nennen, das auch gelüßt. Einer noch
dem andern, so herb sie sonst waren, kam,
allein, strich ihr im unbeholfenen Tröstlichen
heimlich über die Hände. Und Karl-Friedrich,
der Jüngste, welcher der kleinen dunklen
Schwiegerin am nächsten stand, sagte dabei halb
lachend, halb ernst: „Mutter, dem Walte habe
ich es aber gegeben. Ich sagte ihm: „Wenn
das Marianne nicht jede Stunde bei Dir, so
glücklich ist wie dabei bei uns in Verghiff,
dann hole ich es Dir bei Nacht und Nebel fort
und bringe es zu Mutter zurück.“ Aber weißt
Du, was der Walte darauf sagt: „Das ist ja
das Einzige, was ich noch vom Schicksal zu er-
bitten habe, daß Marianne bei mir immer so
glücklich sein möge. Sonst habe ich nichts mehr
zu wünschen, seitdem sie zu mir gekommen ist!“
Frau Renate lächelte unverbunden. O ja, sie würde
es gut haben bei Walte, diesem starken Herzen.
Sie brauchte nicht zu bangen. Das Leben hatte
sie mit Marianne gut gelüßt, und man mußte
dankbar sein. Aber dennoch — an diesem
ersten Tage der Einsamkeit vermochte man es
noch nicht.

Und wie Frau Renate so in dem gebühten
Sessel saß, ganz gegen ihre Gewohnheit untätig
und müde, war es ihr, als wäre für sie nichts
mehr zu tun, als wäre sie selbst unnütz in dem
großen Haus, dessen gescheiterte Ruhe sie doch
mitgeschaffen hatte, als wäre der Sinn ihres
Lebens aus ihrem Dasein heraus gewachsen,
seitdem das Kind ging. Sie fühlte, es war ein
Unrecht, so zu denken, alles nur von der Toch-
ter aus zu sehen, Mann und Söhne auszuschei-
len. Aber in dieser einsamen Stunde konnte
sie nicht anders als ungerade sein, und die
ganze Schwere des Gesehes, das über den Mit-
tern liegt, wollte sie erdrücken, des Gesehes,
daß man unter Schmerzen ein Leben heran
bildet, das einem unlösbar verbunden scheint,
und das dann doch von einem geht und einen
in Einsamkeit und Armut des Alters zurück
läßt.

Sie konnte die Stille nicht mehr ertragen.
Sie mußte irgend wohin gehen, wo sie Ma-
rianne wieder fühlte, und wäre es selbst um
den Preis heiseren Schmerzes. Und so stand
sie auf und ging, wie getrieben von ihrer Qual,
durch das dunklere Wohnzimmer bis zu der
weißen Tür gegenüber.

Soll in strahlenden Bändern flutete ihr das
Licht aus Mariannes Mädchenzimmer entge-
gen. Die gelben Birkenmöbel glänzten sanft.
Die Ruchstimmchen auf dem Blumenfenster
bewegten sich leicht im Winde. Der Kissen-
stand aufgeschlagen in dunklen Warten. Nur
das Geigenpult war in die Ecke gerückt. Auf
dem Klavier lagen noch die Noten. Fast ohne
es zu wollen, setzte sich die Frau, und ihre
Hände hoben das Ansonsthemma der Klavier-
stimme heraus. Aber dann, als die Geige ein-
setzen sollte, Mariannes Geige, mit einem zar-
ten, schwebenden Ton, da ariffen Renates

Hände sah daneben. Und nun fiel ihr doch der
Kopf mit einem erschrockenen Aufschluchzen auf
die Tasten.

„Renate.“ sagte es von der Tür her. Und
schon lag ihr Kopf in den Armen ihres Man-
nes. „Weine Dich aus, Renate.“ sagte er.
Nüchlich war es der Frau wie ein Unrecht, daß
sie sich so zerbrochen, so beraubt fühlte. „Du
darfst nicht böse sein, mußt Geduld haben.“
sagte sie leise, fast demütig. — „Böse, ich? Ich
Renate. Sehne ich mich nicht auch so sehr
nach dem Kinde? Um wieviel schwerer ist es
für Dich, die Mutter.“ Renate sah dankbar zu
ihm auf: „Ja, es ist schwer. Wie soll ich es
Dir erklären? Ich komme mir vor wie ohne
Sinn. Man hat ja all die Jahre nur für die
Kinder gelebt.“ — „Du hast recht,“ ihr Mann
setzte sich neben sie, „aber liegt nicht darin
gerade die Hoffnung, Beginn? Sieh, als ich
heute früh wegfuhr, war mir gerade so zumute
wie Dir. Aber als ich heimkam, an Dich
dachte, als ich vom Hof der Dein Spielen hörte,
kam mir plötzlich die Erinnerung an die Jahre,
die uns ganz allein gehört haben, unsere Ju-
gendjahre, Renate, in denen wir nur uns leb-
ten und nicht nur Vater und Mutter waren.“
Und ich hatte plötzlich das Gefühl: In all dem
tätigen Leben dieser Jahre mit den Kindern
für die Kinder haben wir uns nicht genug Zeit
gelassen für uns selbst. Still, Renate, es waren
gute, gelegnete Jahre — niemand kann dank-
barer sein als ich. Aber daß wir nun noch
eine Zeit haben, in der wir ganz in uns sein
können, unser Leben zu Zweien noch einmal
aufbauen, das scheint mir sinnvoll und beglü-
ckend.“ — „Es ist Herbst,“ sagte die Frau zög-
haft. — „Ist Herbst nur Abwärtsgehen, Ster-
ben?“ fragte der Mann liebevoll. — „Ist er
nicht auch Reife und Reifezeit, Dena?“ — „Wie
lange hast Du mich nicht so genannt!“ erwiderte
die Frau versunken, und in ihren Augen lag
erste warme Hoffnung. „Siehst Du,“ sagte der
Mann, „so kommen wir zu unserer Jugend
zurück, die wir beide verloren glaubten. Wir
wollen sie noch einmal, nun gereifteren Her-
zens, erleben und ihr dankbar sein.“ — „Ja,“
antwortete die Frau und legte ihre Hände in
die ihres Mannes.

Der Vorgarten

Skizze von Paulrichard Hensel.

Wie Ferienkinder hatten sie sich auf die Reise
gefreut. Nicht erst seit Wochen; geträumt, ge-
sprochen hatten sie davon, seit sie sich liebten.
Das begann lange, ehe die Blätter sich gelb
färbten. Und jetzt war wieder Sommer. —
Ein stilles und verträgliches Dorf hatten sich
Johannes und Ingeborg ausgesucht, dunkle
Kastanien vor einem schlichten Gasthaus, ein
Garten dahinter, der See, Sügelufer mit Rei-
fern und Buchen. Als sie die Sonne unter-
gehen sahen, konnten sie es kaum fassen, daß
dies alles möglich war; fern zu sein von dem
hastenden Leben der Stadt, heimgefunden zu
haben aus dem Warten einer großen Liebe in
den Frieden des Weinschneiseins.

Aber noch in derselben Nacht wandelte sich
dies traumhafte Empfinden in das erschrecken-
de Bewußtsein einer neuen Wirklichkeit. Inge-
borg machte unter starken Schmerzen auf. Eine
heftige Magenkolik hatte sie befallen. Sie biß
die Zähne zusammen, denn sie wollte niemand
wecken. Da kam das Fieber. Der Morgen
zeigte eine neue, trübe Welt. Hoffungslos sah
Johannes an dem Bett des Mädchens. Um die
zehnte Stunde kam der Arzt.

Anders, ganz anders hatten sich die beiden
jungen Menschen die Ferientage vorgestellt.
Eine Erhaltung am Abend, vielleicht der Ge-
nuß von frischem Obst, eine dumme, banale
Sache sollte mit einem Male ihren Wünschen
ein Ende. Ingeborg mußte liegen bleiben, ru-
hen, und statt draußen über Hügel und Wiesen
zu laufen, sah Johannes in ihrem Zimmer. Er
sorgte für sie, sie erzählten sich viel, aber das
hinderte nicht, daß immer wieder ein leiser Un-
mut über dieses Mißgeschick aufstieg. Und sie
mochten sich noch so sehr dagegen wehren: Aus
dem Unmut über ein unergründliches Schick-
sal wuchs auch eine Verstimmung gegen die
Umwelt. Aus harmlos gemeinten Worten wur-
den Mißverständnisse. So sagte Ingeborg ein-
mal: „Wir waren eben leidenschaftlich am Abend
Säulen vor uns, ein paar Wochen gewartet,
wäre das Wetter schöner gewesen.“ und Jo-
hannes empfand es als Vorwurf und Schuld.
Wenn er in seinem Zimmer saß und arbeitete
oder einmal alle hinausgegangen war, dachte
Ingeborg: „Nun ist er gewiß sehr enttäuscht.“

Und zum ersten Male wurde in zwei Men-
schen, welche die Erfüllung gesucht hatten, die
Unst vor dem Verlieren.

Man kann lange wandern und sich des Weges
freuen — gewiß, man geht einem Ziel zu —
aber rechts und links gibt es Schönes und hin-
ter jeder Biegung Neues zu sehen — und
das macht das Gehen immer froher. Dann
kommt der Abend, das Ende des Weges — aber
das Ziel enttäuscht, es ist untröstlich, unruhig
und trübselig. Kann es nicht sein, daß dann
unwillkürlich der Gedanke auftaucht: Wäre
ich einen anderen Weg gegangen, hätte ich
einem anderen Ziele zugestrebt, ich hätte viel-
leicht mehr Glück gefunden?

Diese Gedanken fürchtete Johannes in Inge-
borg. Er wußte, daß in ihrer Erinnerung im-
mer der Gedanke bleiben würde, diese trübe
Zeit gerade mit ihm erlebt zu haben. Waren
sie aber erst wieder in der Stadt, gab es so
viele Menschen, die sich zwischen das Mädchen
und ihn drängten und manchen Wunsch nach
Freude leichter erfüllen konnten.

Daß sie sich aber in diesen stillen Tagen durch
das Zusammensein, durch Gespräche, die von
äußeren Dingen langsam in ihre Seele hinein
tasteten und ergündeten, sehr nahe gekommen
waren, erkannten sie erst an dem letzten Tage.
Sie saßen in dem Vorgarten des Gasthauses.
Ingeborg saß in einem Reihstuhl und schien in
der Nachmittagsstunde eingeschlafen zu sein.
Aber sie hatte nur die Augen geschlossen.
„Warum küßt er mich nicht?“ dachte sie. „Ich
bin doch jetzt gesund, und morgen fahren wir
wieder in die Stadt.“

Ein leichtes Suchen seiner Hand fühlte sie
über ihrem Gesicht. Und wie sie heimlich durch
die Augenlider blinzelte, sah sie Johannes mit
einem Gesicht, als gäbe es gar nichts Wichti-
geres für ihn zu tun, über sich gebeugt und die
Wägen weg schiebend, die das Mädchen um-
fingelten. Da quoll eine heiße Freude in ihr
auf. Morgen würde die Stadt sie wieder mit
tausend abwechselungsreichen Dingen umlan-
gen. Aber war es nicht viel schöner, hier
ruhig zu liegen und einen Mann neben sich zu
wissen, der nichts für sich verlangte, als daß er
nur für Schlaf und Ruhe der Geliebten sorgen
könnte?

Da schlug sie die Augen auf und griff nach
seiner Hand: „Bist Du nun froh oder traurig,
daß wir wieder fortgehen, Hans?“

Er wandte verlegen das Gesicht ab und
wußte keine Antwort.

Aber das junge Mädchen, das klüger war als
der Mann, half ihm und sagte mit leiser Stim-
me: „Du, wir dürfen jetzt keine törichte Ge-
danken hegen. Wir haben es uns anders vor-
gestellt, wir wollten Freude und Glück hier
erleben. Aber schau, ein Erlebnis geht vorüber
und kann vergessen werden, aber ein Leben
miteinander, füreinander, bedeutet doch etwas
mehr. Das wissen wir jetzt Hans. Wir er-
träumten uns den Himmel unter diesem Dach
und sitzen jetzt doch nur im Vorgarten. Und
das ist gut so. Der Himmel kann ein ganzes
Leben sein, wenn wir im Vorgarten erkannt
haben, daß wir zusammen gehören, nicht nur
in Freude. Aber durchgehen muß man. Du,
ich bin gar nicht traurig, daß diese Zeit vorüber
ist und so war, denn jetzt liebe ich Dich ja noch
viel mehr.“

Berwundert, als ginge im Abenddämmern
noch einmal die Sonne auf, erschütterte sah
Johannes auf das Mädchen an seiner Seite.
In jener Entspannung fiel sein Kopf auf ihre
Hände, mühsam suchte er nach Worten.
„Nicht sprechen, Hans... küß mich.“

Dann gingen sie noch einmal den Weg an
See und Wald entlang. In dem Festhalten
ihrer Hände war ein tiefes Gesehen und Ver-
sprechen.

Wie er aussieht.

König August von Sachsen ist wegen seiner
drastischen Ausdrucksweise, die so gar nichts
höfliches an sich hatte, bekannt. Er redete eben,
wie ihm der Schnabel gewachsen war. Dort
weilte er einige Tage auch in Berlin. Dort
wurden ihm anlässlich eines Besuches im Reichs-
tage die sächsischen Parlamentarier vorgestellt.
Jeder der Herren war Mitglied einer besonde-
ren Kommission und nannte diese bei der Vor-
stellung samt seinem Namen.

Der König war ganz ernst und hörte sich al-
les mit an. Endlich kam er zum letzten und
fragte diesen folglich: „Du — bei welcher Ko-
mission bist du?“

Strahlend erwiderte der Befragte: „Bei der
Biehkommision, Majestät!“

Darauf August: „Na so sah'n Sie auch aus!“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 43

Samstag, 26. Oktober

1929

Der Passagier

Skizze von Wolfgang Federau.

Seit mehr als vierundzwanzig Stunden trieb
die „Athen“ hilflos auf den Wellen. Während
das Wasser durch die zerfissene Backbordhaut
eindrang und im Laderaum von Minute zu
Minute stieg, sah der Bordtelegraphist in sei-
ner engen Kabine und funkte, blaß und ver-
zerrten Gesichtes, unermüdlich sein „S. O. S.“
in den Äther.

Aber als auch am späten Nachmittag dieses
Tages noch kein einziges Rettungs andeutendes
Rauchwölkchen sich zeigte, als die Wellen die
Bulldogge geröchelt und Ruderhaus nebst
Kommandobrücke über Bord gelegt hatten, gab
der Kapitän schweren Herzens die notwen-
digen Anordnungen zum Verlassen des Schiffes.
„Frauen und Kinder zuerst,“ brüllte er und
ließ zur Sicherheit den Lauf seiner Pistole auf-
blitzen. Aber das erste Boot hatte noch nicht
das Wasser erreicht, als der schwere, ruderlose
Schiffskörper sich langsam drehte. In demsel-
ben Augenblick kam eine dunkle, harte, stahl-
graue Welle, schloß das Boot, hob es hoch
empor und schleuderte es mit ungeheurer
Wucht gegen die Wand des Schiffes. Splintern
des Holzes, Bebrufe, Hilfsgeheiß, taumeln-
der Sturz von Menschenleibern — wenig spä-
ter war alles vorbei. Nur ein paar Holz-
stücke, ein paar weitauf auf den Wellen trei-
bende Körper zeugten von der Tragödie dieses
Anwesenblids.

Wit den nächsten Booten ging es besser —
sie kamen glatter zu Wasser, aber sie reichten
nicht aus, neben den Passagieren auch noch die
ganze Bemannung zu lassen. Die Offiziere,
einige Seizer, zwei oder drei Matrosen und
der Junker blieben zurück, und der Kapitän
— der Kapitän natürlich auch.

Der Kapitän, der mit verkniffenem, grauem
Gesicht über das Deck des sinkenden Schiffes
kletterte, entdeckte plötzlich einen Mann, der
sich an der Reling festgeklammert hatte und
mit beständigem ruhigem Gesichtsausdruck ins
Wasser starrte. Ein Passagier offenbar.
„Warum sind Sie noch hier?“ schrie der
Kapitän ihn an. „Warum sind Sie nicht in
eines der Boote geklettert — he?“

„Ich wollte nicht,“ sagte der Passagier ruhig,
und ein ganz leises Lächeln quakte über seinen
Mund.

„Wir werden in zehn Minuten sinken,“ schrie
der Kapitän, plötzlich aus irgendeinem Grunde
von einem törichtigen Wutanfall gepackt.

„Schön,“ sagte der andere, noch immer
lächelnd.

„Sie sind verdammt haltlos, Herr. Ich
empfehle Ihnen, Ihr Testament zu machen. Die
Geschichte ist hoffnungslos, wissen Sie?“

„Ja, ich weiß — und ich habe mein Testa-
ment bereits gemacht.“

„Haben Sie wenigstens eine Schwimmweste
ermittelt?“ fragte der Kapitän. Aber dann sah
er den anderen an, der schlau und schmal vor
ihm stand, mit einer erdrückenden Gleichgütig-
keit. Die Frage war überflüssig.

„Rein,“ erwiderte der Passagier.

„Verückt,“ murmelte der Kapitän achsel-
zuckend und ging wieder zu seinen Deuten.

Der Passagier sah ihm nach. „Ein patentier-
ter,“ dachte er. „Schade, daß ich ihn durch
meine Anwesenheit ärgern muß.“ Er hat sich
geirrt — ich sehe es seinem Gesicht an.“

Eine Sturzwelle landete ihren weißen Gesicht
bis zu ihm heraus und nahm ihm den Atem.
Er verlor, das Gesicht mit dem durchdringenden
Zuficht zu trocknen.

„Ich hätte,“ dachte er dann, „ihm ja sagen
können, wie froh ich über diese Lösung bin.
Ich hätte ihm die Geschichte mit Edith erzäh-
len können. Dann würde er mich verstehen
und zugeben, daß es gut für dich ist, nicht lan-
ger zu leben, das beste für mich. Ich habe viel
zu büßen, in Amerika wollte ich ein neues Le-
ben beginnen. Aber ich denke, es ist leichter

statt dessen mit diesem Leben Schluss zu
machen. Sie wird weniger bitter an mich den-
ken, wenn ich tot bin.“

In diesem Augenblick ging ein Zittern durch
den Schiffsrumpf. Gleich darauf taumelte er
wie ein Betrunkener, und das Deck lief unter
den Füßen des Passagiers fort — irgend wo-
hin, hoch in den Himmel hinein.

„Herunter!“ schrie der Kapitän gellend, und
der Passagier sah, wie sechs, sieben Menschen
sich bemühten, in möglichst weitem Bogen vom
Schiff ab in die drohende Tiefe hinein zu sprin-
gen.

Der Passagier zögerte noch — aber das war
nur ein Augenblick. Dann preßte er die Lip-
pen zusammen und folgte dem Beispiel der
anderen.

Als er aus der unendlichen, purpurnen
Tiefe wieder empor tauchte, waren die Gedan-
ken, die ihn eben noch beschäftigt hatten, wie
ausgelöscht. Er lag auf dem Wasser, das er
mit seinen starken Armen teilte, und begriff
mit beglückender Freude, daß es ihn trug.
Einige Male verlor er es fast, weil er, wo das
Schiff geblieben war. Aber er sah nichts als
Wasser ringsherum.

Der Passagier schwamm sehr lange. Die
Sonne, die sich seit Tagen hinter einer dichten
Wolkenwand verlor, mußte schon im
Untergehen sein, denn es wurde sichtlich dunk-
ler. Der Sturm hatte sich etwas gelegt, aber
um so schauerlicher wirkte die ungeheure Ein-
samkeit der Wasserwüste. Jetzt zum ersten
Male verspürte der Mann Ermüdung und Er-
schöpfung seiner Muskeln, fühlte er die Angst,
die mit graufamen Fingern nach seinem Her-
zen griff.

Längst schon war das Wasser nicht mehr sein
Freund, der ihn auf breitem Rücken freundlich
trug, sondern ein harter, graufamer Feind,
gegen den er mit wilden, regellosen Armbe-
wegen, mit stoßenden Beinen ankämpfte.

Verzweifelt irrten seine von dem Salzwasser
schmerzenden Augen umher. Plötzlich, gerade
als seine Muskeln erlahmten, die Arbeit ein-
stellen wollten, entdeckte er, nicht fünfzig Me-
ter entfernt, einen Balken, an dem sich ein
Mensch, halb rittlings sitzend, angeklemmt
hatte.

Der Anblick gab dem Passagier neue Kraft.
In ruhigen, starken Stößen schwamm er auf
das Holz zu. Als er ganz nahe war, erkannte
er den anderen — es war ein Knabe, kaum
fünfzehn Jahre alt, den er des öfteren auf dem
Mitteldeck hatte spielen sehen. Seine Eltern
wo mochten die geblieben sein?

Das hübsche, verängstigte Gesicht dieses Knaben
— der ihm schon immer gefallen hatte —
bergriffte sich vor Entsetzen, als er den Schwimm-
er sah. „Nein, — nein,“ schrie er und ver-
suchte eine abwehrende Handbewegung. „Es
trägt nicht!“

„Doch — doch,“ gurgelte der Passagier und
griff mit beiden Fäusten nach dem Holz, das im
selben Augenblick tief untertauchte. Er ließ es
sofort los, und der Körper des Knaben kam
wieder empor. Schreck und Angst hatten sein
Gesicht gerötet, und die Tränen, die aus sei-
nen Augen liefen, mischten sich mit dem Was-
ser, das aus seinen weichen, blonden Haaren
herunter sickerte.

„Es trägt nicht zwei,“ fluchte der Junge noch-
mals.

„Ich bin müde,“ sagte der Passagier und
preßte die Lippen zusammen. „Und wenn's
nicht zwei trägt, so doch einen.“ Und er dachte,
daß der Balken, der den Knaben getragen,
wohl auch ihn halten würde — ihn allein!

„Aber ich kann nicht schwimmen,“ jammerte
das Kind.

Der Passagier sagte nichts mehr. Er schwamm
zu dem Ende, darauf der Junge hochte, griff
nach dem Holz. Wieder tauchte der Körper des
Kindes unter — der Passagier aber hielt fest.
Und nicht eher ließ er los, als bis er merkte,
wie das Holz leichter wurde — noch oben
lachte. Es war leer.

Der Passagier, mühselig auf den Balken
klimmend, atmete befreit. Seine Muskeln ent-
spannten sich, das Bewußtsein, der unmittel-
baren Todesgefahr entronnen zu sein, durch-
rieselte sein Blut mit einem warmen Glücks-
gefühl.

Aber ganz plötzlich sah er den blonden
Schopf des Knaben vor sich, der wohl längst
irgendwo am Boden des Meeres trieb. Er
entsann sich, daß er hatte sterben wollen, und
denn vorher auf dem Schiff zum Sterben be-
reit gewesen war. Er entsann sich all des Frü-
heren, Gewesenen. „Ist das Leben so?“ stöhnte
er. Dann löste er seine Hände von dem tra-
genden Balken, warf sich kopfüber ins Wasser,
mit gewaltsam verdrängten Armen.

Und er sank unter wie ein Stein...

Die Frau vor dem Spiegel

Chinesische Skizze von Josef Robert Harex.

Was ich Euch jetzt erzählen will, hat sich vor
vielen Jahrhunderten ereignet, fern von
Europa im Lande der Chinesen, die uns heute
noch geheimnisvoll und fremd erscheinen. Die
Seele des Chinesen ist uns fremd in ihrer un-
endlichen Weisheit, in ihrer gräßlichen Grau-
samkeit. Die Dichter des großen Reiches der
Mitte haben Lieber gelungen, die so hart und
wunderbar sind, daß der Glanz des Tau-
tropens und die Melodie des zunehmenden
Mondes neben ihnen demütig werden... Und
so lang auch einer dieser Dichter das Lied von
der Frau vor dem Spiegel. Am Ufer des ge-
waltigen Hoang Ho lebte der Karamanten-
fürst So Tu Lin mit seiner jungen, schönen Gat-
tin Ly O Lan; die beiden waren einander in
großer Liebe zugezogen und überglücklich, daß
ihre Ehe mit einem Sohn gesegnet wurde, der,
drei Jahre alt, besonders die Mutter mit sei-
nem entzückenden Plaudern unterhielt. Denn
So Tu Lin kam oft wochenlang nicht in sein
Heim. Die Wüste Gobi ist groß, und die Wege
sind gefährlich.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß ein mäch-
tiger Mandarin einen Boten zu So Tu Lin
schickte und ihm sagen ließ, er habe die Absicht,
durch die Wüste Gobi zu ziehen, und wünsche,
daß So Tu Lin, von dessen Tüchtigkeit als Füh-
rer er vernommen habe, seine Karamane ge-
leite. Der junge Chinese legte zu dem Boten,
daß er gern bereit sei, den ehrenvollen Auftrag
des Mandarinen zu übernehmen.

Der Tag der Abreise kam heran, und die
junge Frau sprach traurig: „Wir träumte
heute nacht, daß ich in einen großen, wunder-
schönen Spiegel blicke, aus dem mir plötzlich
eine schreckliche Grimasse entgegen starrte...“
So Tu Lin war in Gefahr, gleich nicht in die Wüste!“
Da lächelte So Tu Lin und meinte scherzend:

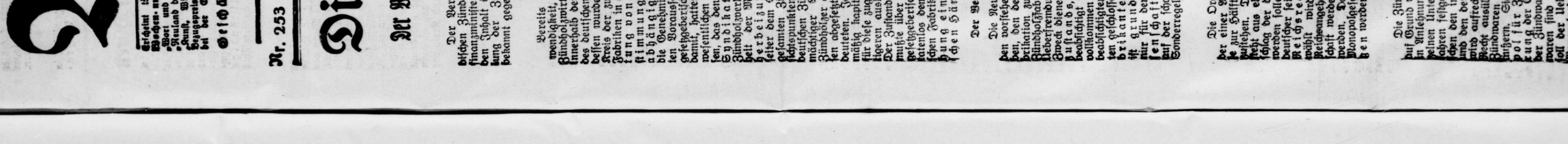
„Ly, geliebte Frau, Dein Traum hat nur zur
Hälfte Bedeutung. Sieh, der große Spiegel,
von dem Du geträumt hast, soll heute schon
Dein eigen sein. Ich brachte ihn heimlich von
meiner letzten Reise mit, um ihn Dir zum Feste
zu schenken.“

Er verließ das Bambushaus und kam nach
einer Weile mit einem großen Spiegel zurück,
den er in eine Ecke stellte, so daß sich So Tu Lin
vom Kopf bis zu den kleinen Füßen sehen
konnte. Da schwand ihre Trauer, sie klappte
glücklich in die Hände und fiel ihrem Gatten
um den Hals...

Und an die Grimasse, die aus dem Spiegel
sah, darfst Du nicht mehr denken, Ly.

Die Tage vergingen, Ly O Lan sah vor dem
Spiegel und dachte an ihren fernen Gatten.
Aus den Tagen wurden Wochen, aber So Tu
Lin kam nicht.

Wieder war ein Tag voll unerfüllter Erwar-
tung zu Ende gegangen. Ly O Lan hatte ihr
Kind mit einem jungen Fied in der Schummer
gefunden. Es war ihr schwer gefallen, die
junge Frau löste ihr schmerzliches...
den Spiegel; dann sah sie da



und ließ das Licht des Vollmonds hereinfließen. Und sie sah vor dem Spiegel und sah, wie der Mond ihre Tränen gleich glühenden Juwelen ausstrahlend ließ. Langsam hämmte sie ihr Haar, Duft vieler Blüten zog in den Raum, und im Spiegel lächelte der Knabe im Schlaf.

Der tiefe Zauber der chinesischen Vollmondnacht war über die schöne Frau gekommen, sie senkte das Haupt, daß die schwarzen Haare wie ein Schleier über das Antlitz fielen, und flüsterte ein Gebet zu den Göttern.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch. Sie fuhr empor und erscharrte vor Schreck; denn aus dem Spiegel drohte ihr ein furchtbares Haupt entgegen. Und neben dieser Grimasse lächelte friedlich der schlafende Knabe. Da hob sie bittend die schlanken Arme und wies auf das Kind. Der fremde Mann blickte unwillig um sich und näherte sich dann leise zu dem Spiegel. Sie sah alles im Spiegel; sie wagte nicht, sich umzudrehen.

„Folge, folge mir“, sagte er leise. „Ich kann nicht, ich mein Kind“, flüsterte sie. „Folge mir. Dein Mann wird bald kommen, er soll allein für dein Kind sorgen. Du mußt mir folgen; so zu tun hat unsern Hauptmann gekostet. Wir überleben die Karamane des Mandarins, als er zurück kam. Dein Mann ist schuld, daß der Ueberfall mißlang. Unser Hauptmann liegt tot in der Wüste. Aus Mitleid komme ich nun, dich zu holen. Folge mir!“

Die Stimme des Fremden klang leise und graum; und dennoch gitterte ein Unterton in dieser Stimme, der die junge Frau in ihrer furchtlichen Angst aufhorchen ließ. Plötzlich wurde sie stark. Ihre Tränen versiegten. Mit einem Lächeln, für dessen Gelingen sie den Göttern dankte, sprach sie: „Du bist stärker als ich. Wenn Du mein Kind schonst, will ich Dir folgen. Doch gib mir einige Augenblicke Zeit. Ich will mich kämmen und schminken.“

„Beichte dich!“
Die Frau hämmte ihr langes, schwarzes Haar und steckte es in einen Knoten; dann löste sie es wieder und sprach: „Ich will schön sein, wenn ich mit Dir gehe. Ich muß meine Haare anders aufstecken. Geselle ich Dir so vielleicht besser?“

Der Fremde blickte sie unwillig an. Aber er sagte nichts. Mit gitternden Händen suchte die Frau ihre goldenen Kämmen und Nadeln. „Beichte dich!“ Seine Stimme klang aufgeregt. Doch zu Dän lächelte und griff nach Schminke und Puder. Langsam und ruhig begann sie das Werk der Schönheit, während der Mond sein silbernes Licht über sie ausgoß.

Da bemerkte sie, wie das Antlitz des Fremden weich wurde. Ein Gebet auf den Lippen schmückte sie sich und setzte den feinen Pinsel mit der Spitze an.

War das nicht Perlegetrappel? Die Frau fühlte, wie sie unter der Schminke erblühte. Nur ruhig bleiben, dachte sie und begann mit dem Fremden zu plaudern. Dazwischen hörte sie, daß jemand ins Haus trat. Am Schritt erkannte sie zu Dän. Und jetzt stand ihr Mann im Zimmer, sie fuhr herum.

Da hauchte der Fremde am Boden und schrie: „Schied!“

Ihr Gatte blickte zu Dän an, dann den Fremden. Dieser aber schied, schied... Dann erhob er sich; sein Antlitz war sanft und friedlich. Er sprach: „Die Götter mögen dich und Deine Frau segnen. Fürchtet Euch nicht vor mir; denn die Götter haben aus diesem Spiegel das Wunder über mich geschickt... Seht, ich bin zum Dichter geworden.“

Er las mit unendlich weicher Stimme ein Gedicht vor, und dieses Gedicht hieß „Die Frau vor dem Spiegel.“

Dann verneigte er sich und ging.

Das ist die Geschichte von der Frau vor dem Spiegel. Selbst erscheint uns die Seele der Chinesin in ihrer Grausamkeit und ihrer plötzlichen Weichheit.

Geld in der Heimat

Skizze von Elise Stahl

Sie sangen das Burschenlied in dem deutschen Dorf an der Wolga, das Lied aller Väter. Alles Leid der Erde lag in ihrem Gesang, denn morgen mußten sie in den Krieg ziehen, sie deren Waffe der Flut und deren Sieg die Erde war. In den Krieg gegen Deutschland, denn sie gehörten dem Jaren, und der Jar führte Krieg mit Deutschland. Wie hat war das Schicksal!

Gregor hatte den Vorsänger gemacht. Sein Amt war zu Ende. Jetzt rief der Chor den bitteren Refrain in den Abendhimmel hinein: „Der sich nicht und dunkel über die unernehliche

Steppe hinauf senkte. Der junge Mann ging in das Haus, in dem sein Pflegevater am Ofen saß, als störe ihn, und es war doch Sommer. Anja stand am Fenster, sie schen aus Stein so reglos stand sie da.

„Väterchen“, sagte Gregor. „Sie wollten mir Anja geben. Ist es nicht so?“

„Es war so“, sagte der alte Neuenburger. „vielleicht wird es wieder so sein, wenn Du zurück kommst.“

„Wenn ich aber nicht zurück komme, Väterchen?“

„Ich verstehe. Aber wer soll Euch bis morgen trauen?“

Gregor stand schweigend, mit zuckenden Lippen, die blauen Augen trübe im braunen Gesicht. Dann wandte er sich ab, gefenken Saupf. Aber das Steinbild am Fenster regte sich, es glitt in die Stube, umschlang den jungen Mann und zog ihn mit sich fort.

Der Vater rührte sich nicht. Durch das Fenster sah er den beiden noch, wie sie über den leer werdenden Vorplatz schritten, in die dunkle Steppe hinein. Sein Kopf bewegte sich langsam und rhythmisch, er erinnerte an einen gefangenen Bären.

Es war wieder die Steppe, in der Anjas Kind geboren wurde, die sibirische Steppe, und es geschah während einer Nacht auf dem Wege nach Krasnojarsk. Dort herum, irgendwo an den Ufern der Obere Tunguska sollten die Deutschfrassen aus dem Wolgaborf interniert werden.

Der alte Neuenburger bettete den Kopf seiner Tochter bequemer. Sie hatte nur noch Stunden der Erholung vor sich, dann würde man sie auf den Wagen heben, und sie würde fahren müssen, grundlos wie entlang, quer über weites Oedland, wo vielleicht noch nie eines Menschen Fuß hingefunden hatte. Was will man tun? Konnte der Zug ihre wegen acht Tage lang liegen bleiben? Konnte man sie mit dem Neugeborenen in der Wildnis zurück lassen?

Der Vater betrachtete dieses Neugeborene das sich so ungeteilt in eine Welt drängte, in der es nichts gab als Kriege, Revolutionen, Hunger und Seimattlosigkeit. Solch ein Uebermaß von Lebensgier schien ihm Frevol.

Vier Jahre lang lebte Anja in der niederen Hütte an der Tunguska. Diese vier Jahre hatten den Jaren verschlungen und Kerenski vernichtet, sie waren sogar mit dem Weltkrieg fertig geworden. Mit Anjas Liebe waren sie nicht fertig geworden.

Und nun wollten die Internierten zurück weit westwärts, gleich bis nach Deutschland zurück. Deutsche Kriegsgefangene hatten so viel von der Heimat erzählt, man konnte es vor Heimweh nicht mehr aushalten, nein, man konnte es nicht mehr.

Drei Tage und drei Nächte lang hatte Anja in einem Winkel der Hütte gelesen, ohne Bewegung und ohne Laut, ohne Schlaf und Nahrung. Nachrichten von den Ufern der Wolga hatten besagt, daß Gregor nicht heimgekommen war, auch nie etwas hatte von sich hören lassen, daß er sicher längst tot und zerfallen sei. Erst nach drei Tagen vermochte Anja wieder in die Augen des kleinen Gregor zu schauen, die blau waren wie die seines Vaters, des großen Gregor.

„Er ist nicht tot“, sagte sie. „aber man muß ihn suchen. Man muß in die Heimat, nach Deutschland.“

Der Vater Neuenburger schloß sich mit seiner Tochter und seinem Enkel dem Zuge der Rückwanderer an.

In einem der vielen Winkel der vielen Baracken des deutschen Rückwandererlagers an der Grenze hausten die drei in einem Verschlag aus Tischern und Decken, wie die anderen Zweitausend auch, nach einer Reise von vielen Monaten. Alle saßen sie jetzt hier und warteten auf die versprochene Entschädigung für ihr verlorenes Hab und Gut, um sich anzukaufen.

Das Jahr ging zu Ende, ein zweites kam, aber die Entschädigung kam langsam, o, sehr langsam! Und, sehr wurde dabei nicht das Geld auf eine seltsame Art immer geringer? Wie, wenn dieses geheimnisvolle Schwinden anhält und die Entschädigung schließlich nur noch zu einem Pfund Tabak reicht?

Neuenburger rechnete. Sie waren Bettler er und Anja. Nichts blieb ihnen als das deutsche Armenhaus. Anja wartete. Wartete sie auf Wunder?

Sie sah nicht den furchtbaren Zerfall der Dinge und Menschen, den Raub der Verwüstung, das langsame Verkommen und das wachsende Verbrechen. Nichts kümmerte sie. Ja, sie wartete wohl wirklich auf ein Wunder.

Einigen gelang es, nach in letzter Stunde in das große Russland zurückzukehren und sich die letzten Reste des heiligen Traumes von der

Heimat zu retten. Auch Neuenburger wollte zurück.

„Geh, Vater, geh! Ich bleibe.“ Wieder bewegte der alte Bauer seinen Kopf hin und her wie ein gefangener Vär. Man konnte gegen das Schicksal nicht an. Er blieb. Das zweite Jahr, das dritte. Es wurde Frühling, es ging zum Sommer.

Russische Soldaten aus dem russisch-polnischen Krieg, welche die deutsche Grenze überschritten hatten, wurden im Lager interniert. Man zog einen Stachelbraut zum um ihren Platz, davor stauten sich die deutschen Rückwanderer. Dar vielleicht einer dabei, der Nachricht geben konnte von dem verlassenen Hof am Abhang des Urais, am Ufer des Don, in der Steppe?

Anja ging durch die Menge, ihre Gedanken waren schwer und fern. Ein Schrei klang an ihr Ohr, sie wandte sich nicht. Eine Stimme schrie: „Anja! Anja! Anja!“

Die Stimme brach, Anja rannte. Ihr Auge, groß auf den Augenbän gen, sah, traf jenseits des Stachelgarnes ein braunes, gefurchtes Gesicht, in dem die Augen wie zwei blaue Seen standen. Sie sank inmitten der Menge auf die Knie.

Die Stimme schrie: „Wo bist Du, Anja? Ich sehe dich nicht mehr!“ Die junge Frau schob sich auf den Knien zum Raum. „Was habe ich erlebt, Anja!“ rief die Stimme. „Welche Abenteuer! Und als ich mich endlich nach Hause durchgeschlagen hatte, warst Du fort. Ich kam — weiß ich noch, wie? — nach Krasnojarsk, aber ich fand nur eine leere Hütte an der Tunguska. Dann steckten sie mich in die rote Arme.“

Erst nach einer langen Weile antwortete Anja: „Dein Kind ist gesund“, sagte sie, „es heißt Gregor.“ Dann stand sie auf.

„Ich sah sie an wie ein himmlisches Wunder. Ich werde bald frei sein, Anja“, murmelte er. Sie standen einander gegenüber, zwischen sich den Stachelbraut, und sahen sich an. Es gab nur Glück auf der ganzen Welt, nichts als Glück. Es hatte nie etwas anderes gegeben.

Der Bernsteinschnitzer

Skizze von Grete Massé

In einem Küstentort lebte ein alter Bernsteinschnitzer, dessen Werkstatt im Sommer von zahlreichen Kurgästen aufgesucht wurde, denn er war ein Künstler von Rang, und seine Erzeugnisse glichen den besten Schöpfungen aus dem 17. Jahrhundert, in dem jene Schnitzerei in ihrer edelsten Blüte stand und Bernsteinkunstwerke von Königen nicht geringer geschätzt wurden als Gold und Kleinodien. In seinen schönsten Stücken benutzte der Bernsteinschnitzer die alte Technik, dem Material durch Ausbeugen des Grundes reliefartige Wirkungen abzugewinnen und diese durch Unterlegen von Silberfolie noch zu steigern. Kenner mußten solche Schöpfungen nicht genug zu rühmen, und ein Kunstkritiker brachte Abbildungen davon in einer großen Zeitschrift mit einem Geleitartikel, in dem auf den einfachen Bernsteinschnitzer am Meere als auf den letzten großen Meister der alten Tradition hingewiesen wurde.

Diese Zeitschrift geriet einer Gruppe von jungen Leuten in die Hände, die sich am Strande kennen gelernt und Freundschaft miteinander geschlossen hatten. Es waren drei junge Männer und vier Mädchen. Sie gehörten der gleichen gesellschaftlichen Schicht an. Nur Anna Strahl kam aus einfachen Verhältnissen und genoss hier den Kuraufenthalt durch die Zuschüsse einer Krankenkasse. Die jungen Menschen, von vornehmer Denkungsart und feinem Empfinden, ließen sie den sozialen Unterschied nicht merken. Besonders der junge Arzt Max Cassius widmete ihr seinen Schutz und ein wenig ärztliche Beobachtung, da die kaum Genesene es mit ihren schwachen Kräften den Gesunden beim Schwimmen und bei den sportlichen Anstrengungen immer gleich tun mußte. Cassius, ein leidenschaftlicher Verwunderer edler Schnitzarbeit, schlug vor, dem Bernsteinschnitzer einen Besuch abzustatten. Sie fanden einen dunklen, riesenhaften Mann, verschlossenen Gemütes und so sparrig mit dem Wort, als hätte ihm der Schöpfer vom Sprachlosig nur ein lauges Teil zugemessen, mit dem er auskommen mußte bis an das Ende seiner Tage.

Es wollte sich kein Kontakt herstellen zwischen dem Alten, Schweigenden, und seinen jungen Besuchern. Cassius kaufte ohne Feilschen einen köstlich geschnitten Bernsteinknoten mit kunstvollem Übergang. Der Alte achtete gar nicht auf das Geld, das der Arzt ihm auf den Arbeitsstisch legte, sondern bearbeitete, ohne aufzusehen, mit seinem Schnitzmesser ein Stück

Bernstein und entbot seinen Gästen nur kurzen Abschiedsgruß.

Trotzdem wiederholten Cassius und Anna diese Besuche sehr häufig, ohne daß sich, wie sie es wünschten, eine menschliche Beziehung zwischen ihnen und dem Schweigenden herstellen wollte. Da trat ein Zufall ein, der das Wesen des Bernsteinschnitzers wandelte. Er entdeckte an Annas Kleide eine altmodische, große, schwere Bernsteindroste in plumper Silberfassung. Er betrachtete prüfend den Bernstein und meinte, er sei von jener Art bläulichen Bernsteins, wie er gelegentlich an den Küsten Siziliens gefunden werde. Diese Färbung sei selten, und er sammelte schon lange Material solcher Tönung. Zum Beweise holte er ein Särgchen aus großer Leinwand hervor und schüttelte eine Anzahl flacher oder gerundeter Bernsteinstücke auf den Tisch, die in der Tat die gleiche Färbung hatten wie der Stein in der Droste des Mädchens. Anna sagte, sie wolle dem großen Künstler dieses Stück Bernstein schenken, damit es dazu diene, seine Sammlung zu vermehren. Der Alte nickte nur. Es schien ihm natürlich, daß man Freude daran habe, seine Kunst zu fördern.

Fortan aber tat sich die verschlossene Seele des Schweigenden gegen die jungen Leute ein wenig auf. Er erzählte dann und wann eine Episode aus seinem Leben, und bekannte, daß er schon in Knabenjahren eine leidenschaftliche Liebe zu dem glühend gelben Stein gehabt habe. Er war sich nicht darüber klar, wozu er den Bernstein, den er im Leinwandfächer gesammelt, verwenden sollte. Er schwankte einmal zwischen einer Brunnenschale und einem Halsarmband, ein anderes Mal zwischen einem zweigeschlossenen Bernsteinknoten und einem Becher. Schließlich entschied sich für ihn der Zufall. Anna, die allein in seine Werkstatt gekommen war, da Cassius noch einen Weg zum Postamt machen mußte, fand auf seinem Arbeitsstisch ein ovales Spiegelglas. Dieses hielt sie betrachtend in den erhobenen Händen, als sich hinter ihr die Tür öffnete und Cassius eintrat. Der Alte, über ihre Schulter blickend, sah im Spiegel, daß sie erröte. Um ihren Mund erstand das allerliebste Lächeln, das je eine Liebende gehabt. Als Cassius näher kam, standen in dem ovalen Glase der dunkle und der helle Kopf dicht neben einander.

Der Alte sah sinnend auf das Paar. Im Geiste schlang er um dieses Stück Spiegelglas einen Rahmen aus bläulich gelbem Stein, aus kunstvoll mit Blüten- und Blättergeranken verzert.

Auf der Insel begann es herbstlich zu werden. Cassius und Anna machten in der Werkstatt den letzten Besuch. Als sie schieden, sagte ihnen der Bernsteinschnitzer, er wolle den gesammelten Bernstein von seltener Farbe zu einem Spiegelrahmen verarbeiten. Doch sollten noch einige Stücke von etwa Fingerlänge. Wenn es ihm gelänge sei, den Bernstein von der geluchten Färbung zu bekommen, werde er den Rahmen vollenden und ihnen von dem Geschaffenen Nachricht geben, denn dieser Bernsteinspiegel sei mit ihrem eigenen Leben verbunden.

Zeit tropfte in den Becher der Unendlichkeit, der nie überfließt.

Cassius und Anna, seit Jahren getrennt, lebten in der Großstadt, ohne einander je zu sehen. Anna erfuhr, daß Cassius sich mit einer berühmten Geigenkünstlerin verlobt habe. Sie verdrang ihren Schmerz. Sie hatte ja schon in den seligen Tagen auf der Insel gemerkt, daß sie den Freund, den sie liebte, wieder hergeben mußte. Auch die spätere Kunde, daß Max Strahl Borne, die Geigerin, ihre Verlobung mit Cassius gelöst, änderte nichts an ihrem Leben. Es war zwischen Cassius und sie schon zu viel ferne getreten.

In ihrem iden, arbeitsreichen Leben dachte Anna oft an den Bernsteinschnitzer und den Spiegel, zu dem er einen Bernsteinknoten fassen wollte. Sie grübelte über den Rätselsum der Worte, daß dieser Spiegel ihrem Leben verbunden sein werde, als sie ohne Eine ihr unerklärliche und immer wachsende Sehnsucht ergriff sie nach dem Spiegel, zu dessen Rahmen sie mit dem Stein in ihrer Droste selbst ein Stück Material geliefert hatte. Es war ihr, als käme vom Meere eine Stimme und rief sie. Ihr war nicht zu widerstehen. Sie nahm in ihrem Büro einen größeren Vorhang und trat die Fahrt zum Bernsteinschnitzer an.

Sie traf ihn so unverändert in seiner Werkstatt, als wäre der Tag, da er mit ungefügen Fingern von ihrem Kleide die Bernsteindroste löste, erst gestern gewesen. Sie selbst — ach, sie mußte es wohl — war veränderteter als er. Das erlittene Leid hatte ihr Gesicht schmaler und älter und ihre Augen ernst gemacht wie die der Glücklosen.

Er war nicht im geringsten erstarrt! Wer ihren Besuch. Er sah ihr entgegen, als habe er sie erwartet. „Der Spiegel“, sagte er, „ist vollendet und soll Ihr Eigentum sein.“ Sie gab ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß er ihr nicht wie verprochen eine Kunde davon habe zugehen lassen. Der Alte sagte, bisher sei noch nicht die richtige Stunde gekommen, ihr den Spiegel zu geben. Auch habe er die Gewissheit gehabt, daß sie ihn wieder aufsuchen würde. Jeder, der hier in der Werkstatt sein Freund geworden und von ihm gelernt, Anbacht zu haben vor dem wunderbaren, gelben Stein, den das Meer auswerfe, kehre zurück. „Jeder?“ fragte Anna und wußte nicht, wieviel Trauer aus ihrer Stimme klang.

Der Alte erhob sich und ertahm einem Fach einen verüllten Gegenstand. Der zurückgebliebenen Hülle entstieg der Spiegel mit seinem herrlichen, reich geschnittenen Bernsteinknoten. Als Anna ihn empor hob, um ihn recht zu betrachten, öffnete sich rückwärts die Tür und der Arzt Cassius trat herein. Er blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete das Mädchen, das den wunderbaren Spiegel in erhobenen Händen hielt. Als Anna den Geliebten im Spiegelglas erblickte, strahlten ihre Augen, das ganze Gesicht war auf einmal wie in Jugend getaucht, und um ihren Mund erstand das lieblichste Lächeln, das je eine Liebende gehabt. „Anna!“ sagte Cassius. „Finde ich Dich wieder, Anna?“

Er trat hinter sie, so daß wie einst im Ovale des Spiegels sein dunkler Kopf dicht neben ihrem hellen stand.

Leise ging der Bernsteinschnitzer aus der Werkstatt, trat vor sein Haus und schaute lange auf das Meer.

Die Maraquefa von Zalavera

Skizze von Horst Biernath

Im offenen Felde gegen die Spanier stets siegreich, stießen die napoleonischen Heere im Jahre selbst auf Widerstände, die Offiziere und Mannschaften in gleicher Weise zermürbten. Nationalstolz und wilder Haß, patriotische Begeisterung und religiöser Fanatismus ließen die Spanier die große Macht des Gegners und die eigene Schwäche vergessen. In Aranjuez rief 1808 die Zentraljunta zum Guerillakrieg gegen die Franzosen auf. Kein französischer Soldat wagte es, allein über die Straße zu gehen; und wenn drei sich sicher wählten, so geschah es oft genug, daß man ihre Leiden am nächsten Tage aus dem Tajo oder Guadiana fand.

In Zalavera stand das Husarenregiment Chambroran. Die Offiziere in reibraunen Pelzjacken und hellblauem Dolman lagen im Schlosse des nach Sevilla geflüchteten Marquises Rodrigo y Almeria in Quartier. Die Maraquefa, eine Frau von jarter Schönheit, war mit ihren vier unermwachsen Kindern samt den Dienern auf dem Herrenhof zurück geblieben. Sie behandelte die Offiziere des Regiments Chambroran der Vornehmheit dieses Truppenkörpers gemäß mit erlehener Höflichkeit. An ihrer stolzen Zurückhaltung ließ sie jedoch die Herren stets fühlen, für wie wenig wünschenswert sie ihre Anwesenheit betrachtete. Sie hing zärtlich an ihren Kindern und konnte trotz der ersten Zeiten, wenn sie sich von den Franzosen unbeobachtet glaubte, mit ihren Kleinen ausgelassen fröhlich sein. Die Tapieren vom Regimente Chambroran waren sich darüber einig, daß der Maraquefa von Almeria um dieser Frau willen der beneidenswerteste Mensch auf Gottes Erdboden sei, und schoren fernerhin, daß sie diese Frau auch nicht wegen hundert Armeekorps am Stich lassen hätten.

Im Februar wurde die Lage der Franzosen in Zalavera bedrohlich. Sechs Soldaten des Regiments waren aus dem Hinterhalt erschossen, vier auf offener Straße erschoten worden. Als einige Leute kurze Zeit nach dem Genuß von Wein oder Speisen starben, da führten auch die Offiziere auf dem Schlosse Almeria die Sitten an, jede Speise vor dem Genuß von den spanischen Dienern vorhaken zu lassen. Man wurde aber durch böse Erfahrungen noch vorsichtiger. Es geschah oftmals, daß jene Leute, die man mit dem Abschieden der Speisen beauftragt hatte, lächelnd offen und plötzlich im Tode zusammenbrechend noch die Genugthuung hatten, acht oder zehn der verhassten Eindringlinge dorthin mitzunehmen, wo niemand mehr auf blanke Uniformknöpfe oder gepunktetes Pferd geschnitten achtet.

In den letzten Märztagen des Jahres 1808 brachten Rundschnitzer die Nachricht, daß sich starke spanische Truppenkörper vor Zalavera zusammen zögen. Seit es sollte also ordentlichen Kampf geben! Man würde anständig sterben können und zwei oder drei Tage vor

heimlichen Dolgen und vergifteten Weinen Ruhe haben! Die französischen Regimenter wurden unter Waffenbereitschaft gestellt, verstärkte Postenketten um Zalavera gezogen und zum Abchied von diesem höflichen Nest tüchtig die Becher geschwenkt. Der Oberst der Chambroran-Husaren, ein martialischer Betagener, ließ sich bei der Maraquefa melden. Sie empfing ihn in dem Arbeitszimmer ihres Gatten.

„Mein Regiment, Maraquefa, verläßt morgen Zalavera. Dieser Handkuß ist der Ausdruck meiner innigen Verehrung für Sie und zugleich meines herzlichsten Dankes für die mit und meinen Kameraden bezeugte Gastfreundschaft.“ Die Maraquefa verneigte sich anmutig voll: „Sie werden es verstehen, Herr Oberst, wenn ich Ihr Scheiden aus meinem Hause nicht bedaure. Denn ich bin Spanierin; aber an die spanische Gastfreundschaft soll Frankreich oft denken. Ich hoffe, daß Sie und Ihre Kameraden ein Abschiedsmahl in den Festhallen nicht auszulassen werden. Ich erwarte Sie alle.“

Der Oberst nahm die Einladung innerlich zögernd an und verabschiedete sich nachdenklich von der Maraquefa. Als der Nachtwind in den Schluchten orgelte und die Vorpostenfeuer um Zalavera rot auflohten, flammten auch im Schlosse die Luster auf und warfen ihr zuckendes Licht über reibraune Pelzjacken, hellblaue Dolmans und fließerfarbene Aufschläge. Die Maraquefa erschien in großartiger Toilette aus schwarzseidenen Spitzen. Die Kerzen brannten feierlich in dem hohen Saal, und die Maraquefa war so unirdisch schön, daß alle Gespräche stockten und eine festliche Stimmung nicht aufkommen wollte. Dann gingen die Türen auf, und sechs livrierte Diener trugen Speisen und Getränke auf kostbarem Porzellan zur Tafel. Den Oberst bediente eine unheimliche Wühnung.

„Wollen Maraquefa die Güte haben“, sagte er verbindlich, „Ihre Kinder an diesem Feste teilnehmen zu lassen? Ich trage die Verantwortung für das ganze Offizierkorps und bitte darum, diese Aufforderung nicht als ein Zeichen von Misträuen zu betrachten.“ Die Maraquefa lächelte lachselig und gab einem Diener entsprechende Aufträge. Nach kurzer Zeit wurden die Kinder vom Hausmeister zur Mutter geführt.

„Ist Ihnen das ein genügendes Pfand für Ihre Sicherheit, Herr Oberst?“ Der Oberst beugte sich wortlos über ihre Hand. Die Maraquefa küßte ihre Kinder innig. Die Diener füllten die Kelche mit einem goldblauen, reifen Teres. Der Oberst erhob sich, um den Trinkspruch auszubringen; doch der Gatte entgegengesetzte er den Reich nicht, sondern verbeugte sich nach beendeter Rede ehrerbietig vor der Dame des Hauses. Sie lächelte so spöttlich, daß dem schmausbärtigen Haushegen die Scham rot ins narbige Gesicht schloß. Er führte den Wein halb zum Munde — aber dann stellte er das Glas hart auf den Tisch. Ein peinliches Schweigen entstand; die Offiziere starrten vor sich hin — da erhob die Maraquefa entschlossen das Spitzglas zur Erwidierung empor. Sie beugte sich leicht zu ihren Kindern hinab und strich ihnen nacheinander zärtlich über die seidenschwarzen Haare: „Ihr werdet diesen Herren zutrinken, liebe Kinder — Ihr werdet den Wein bis zur Reize austrinken, meine lieben Kinder.“ — „Sie wandte sich zu den Offizieren: „Ich danke Ihnen, Herr Oberst, für Ihren Trinkspruch und Ihnen allen, meine Herren, für die edle Manier, in der Sie Ihr Gastrecht ausüben. Dieses Glas dem ruhmvollen Regiment Chambroran!“ Sie setzte das Glas an und trank es in einem Zuge aus. Die drei älteren Kinder folgten ihrem Beispiel. Dem jüngsten, einem zarten, verwöhnten Knaben, wollte der kräftige Wein nicht munden. „Trink, mein kleiner Liebling, wenn's Dir auch nicht schmeckt — es soll Dir himmlisch belohnen werden.“

Während die Offiziere den Wein nach einem feurigen Wot auf die Maraquefa und ihr Haus leerten, stürzte das zweitjüngste der Kinder zuckend zusammen. Der Oberst lief hinzu, mochte es in seinen Armen auffangen — da verfärbte sich auch der älteste Knabe der Maraquefa, — manke — — — fiel — — — „Gist!“ schrie eine junge Stimme. Der Leutnant Vi-comte von Montreux, ein Knabe noch von Gestalt, sank erbleidend um, und plötzlich ertönte es von allen Seiten wie aus einem Munde: „Gist! Gist! Verrat! Verrat!“ Gläser stürzten klirrend zur Erde. Wein floß rot wie Blut über die Damasttische. Scherben, Sporengeräusch. Blanke Degen suchten auf — da brach auch das Lieblingskind der Maraquefa zitternd zusammen, als sie ein kleiner, gefangener Vogel sterbend von der Stange seines Käfigs, Bistollenläufe blickten die Maraquefa aus drohenden, bösen Augen an. Sie richtete sich hoch auf und scheuchte die Waffen mit einer Handbewegung fort: „Bemühen Sie sich nicht, meine Herren, — es wäre zwecklos und töricht — denn das